

Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 34/3 (2007)

DOI: 10.11588/fr.2007.3.50706

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

lesende Darstellung folgt der politischen Geschichte der sich auflösenden Republik, zentriert um das Paradigma des Bürgerkriegs in der Phase der Präsidialkabinette von Papen und Schleicher. Die Aufhebung des SA-Verbots am 16. Juni 1932 war das Kernstück einer Übereinkunft, die die am 2. Juni gebildete Reichsregierung von Papen mit den Nationalsozialisten getroffen hatte (S. 48f.). Die Zahl der politischen Gewalttaten stieg daraufhin erheblich an, die Gefahr eines Bürgerkrieges war realer als zuvor.

Die Auflösung des Reichstags und die Neuwahlen vom 31. Juli, ebenfalls Bedingungen Hitlers zur Duldung des Kabinetts Papen, führten zur bekannten Pattsituation im Reichstag, der »negativen Mehrheit« durch NSDAP und KPD. Die Angst vor dem Bürgerkrieg ließ von Papen davor zurückschrecken, den Reichstag »beiseite zu schieben« und gegen die Verfassung nach einer Auflösung des Reichstags nicht Neuwahlen innerhalb der vorgeschriebenen Frist von 60 Tagen anzustreben (S. 98–104). Die zweite Reichstagswahl vom 6. November brachte den Nazis starke Verluste und den Kommunisten Gewinne. Die Angst vor dem Bürgerkrieg spielte nun wieder Hitler in die Hände; in der Kamarilla um den Reichspräsidenten von Hindenburg wurde nur den Nationalsozialisten die Fähigkeit zuerkannt, die Kommunisten niederzuhalten (S. 128–142). Am Ende von Kurt von Schleichers kurzer Kanzlerschaft, nach dem Scheitern seiner Querfrontkonzeption, ging von Hindenburg am 23. Januar 1933 nicht auf das Vorhaben des Kanzlers ein, den Reichstag aufzulösen, die Neuwahlen jedoch bis zum Herbst 1933 aufzuschieben. Hindenburg habe »den Staat beim Verlassen des legalen Weges in den Notzustand des Bürgerkrieges abgleiten sehen« (S. 161).

Blasius gelingt es, die Angst vor dem Bürgerkrieg als zentrales *Movens* der Kabinettspolitik seit dem Sommer 1932 herauszuarbeiten. Seiner Einschätzung, »nicht nur für den Zeitraum des Sommers 1932, auch für die beiden vorhergehenden Jahre ist es wichtig, den Anteil von Bürgerkriegspolitik an der Verschärfung der Bürgerkriegslage herauszuarbeiten« (S. 20), ist zuzustimmen, mehr noch: Ohne eine Gewichtung der Rolle der Reichswehr in den Ränkespielen gegen die republikanische Verfassung seit 1919 und eine Betrachtung der durch Papen im Juli 1932 obsolet gemachten Bemühungen der Inhaberin der eigentlichen Polizei- und Exekutivgewalt im Reich, der preußischen Regierung, den Bürgerkrieg in Deutschland abzuwenden, wie es zum Beispiel Gerhard Schulz in seinen Monographien versucht hat, wird auch weiterhin ein angemessenes Bild von »Weimars Ende« nicht zu zeichnen sein.

Peter LESSMANN-FAUST, Dortmund

Harvey LEVENSTEIN, *We'll Always Have Paris. American Tourists in France since 1930*, Chicago (University of Chicago Press) 2004, 368 S., 25 Abb., ISBN 0-226-47378-3, USD 35,00.

»We'll always have Paris« hauchte Rick alias Humphrey Bogart Ilsä alias Ingrid Bergmann angesichts des unvermeidlichen Abschieds ins Ohr und verwies dabei auf die glücklichen Zeiten ihrer Beziehung, die im Gedächtnis ewig währen würden. Das berühmte Zitat aus »Casablanca« wählte Levenstein für seine Analyse der wechselvollen Beziehung zwischen amerikanischen Touristen und dem Land ihrer Sehnsucht. Er schließt dabei an den ersten Band seiner Studie, »Seductive Journey: American Tourists from Jefferson to the Jazz Age«, an, in der er zeigte, wie amerikanische Touristen mit Eindrücken von lockerer Moral und Unehrllichkeit aus ihrem Gastland zurückkehrten. Weiterhin meinten sie, bei den Franzosen ein Gefühl der Undankbarkeit gegenüber rund einer Million amerikanischer Soldaten zu erkennen, die im Ersten Weltkrieg auf französischer Seite gekämpft hatten. Levenstein macht in seiner Studie deutlich, daß diese Vorstellungen von Frankreich, eine Mischung aus Stereotypen und tatsächlichen Erfahrungen, weit über das Ende des Weltkrieges fortwirkten. Dennoch blieb Frankreich bis zum Ende des 20. Jhs. die beliebteste Übersee-Destination der Amerikaner. Wie läßt sich dieses Paradoxon erklären? Levenstein

zufolge entwickelte sich seit der Gründung der USA ein Bild von Frankreich als Land der Kultur und der verfeinerten Genüsse. Positive und negative Einschätzung Frankreichs existierten gleichzeitig nebeneinander, jedoch, dies macht Levenstein klar, war diese auf Seiten der Amerikaner in hohem Grade abhängig von ihrer sozialen Klasse, der regionalen Herkunft und ihrem Geschlecht. Die negativen Stereotypen überwogen vor allem bei männlichen Angehörigen der unteren Mittelklasse, wohingegen die obere Mittelklasse und die Oberschicht, in erster Linie an der Ostküste, Frankreich weiterhin als Hort der Zivilisation betrachteten. Bei ihnen diente ein Besuch in Frankreich auch der Selbstvergewisserung: Sie kehrten zurück in dem Bewußtsein, kosmopolitisch, stilbewußt und kultiviert zu sein. Vor allem Frauen sahen im Kontakt mit der europäischen Kultur und dem französischen Geschmack ein Mittel zum kulturellen und sozialen Aufstieg.

Der schwache Franc und die Prohibition machten Frankreich in den 1920er Jahren zu einem Anlaufpunkt für amerikanische Bohemiens und solche, die es sein wollten. Das linke Seineufer, die *rive gauche* oder *left bank*, wurde zu einem Magneten, bis der Wall Street-Crash 1929 dem fröhlichen Treiben ein Ende setzte. Das Touristenaufkommen fiel um zwei Drittel, und die Touristen, die noch kamen, gaben sehr viel weniger Geld aus als vorher. Die sich verstärkende Wirtschaftskrise trug zur Verschlechterung des Verhältnisses zwischen ihnen und den Franzosen bei. Nicht selten fühlten sich Amerikaner von ihnen betrogen und ausgenommen. Auch wenn zu Beginn der dreißiger Jahre die Hotelpreise drastisch sanken, blieb doch bei Amerikanern das Bild von den Franzosen als »particularly mendacious and rapacious breed« (S. 11). Ganz anders sah dies bei Angehörigen der amerikanischen Oberschicht aus. Sara Delano Roosevelt, die Mutter von Franklin D. Roosevelt oder Rose Kennedy, die Frau des amerikanischen Botschafters in London, Joseph Kennedy, besuchten regelmäßig das Land. Die Bewunderung für die französische Kultur bei diesen illustren Touristen fand ihren Niederschlag in deren Spenden für die Erhaltung französischen Kulturguts. Der prominenteste Mäzen war sicherlich John D. Rockefeller, mit dessen finanzieller Unterstützung die im Ersten Weltkrieg nahezu zerstörte Kathedrale in Reims wiederaufgebaut wurde. Auch für die Restaurierung der Schlösser in Fontainebleau und Versailles spendete Rockefeller großzügig, wofür er mit der *Légion d'honneur* ausgezeichnet wurde.

Mitte der dreißiger Jahre kamen auch die Mittelklasse-Touristen wieder zurück nach Frankreich, stellten jedoch fest, daß die Preise dort astronomisch waren und fühlten sich einmal mehr in ihrem Vorurteil von den betrügerischen Franzosen bestätigt. Vieles erlebten sie als verwirrend oder schockierend, wie etwa die Bidets in ihren Zimmern, die französischen Vorstellungen von Hygiene, das ungewohnte Essen und nicht zuletzt das französische Nachtleben, in dem Alkohol und Sex eine wichtige Rolle spielten.

Schwarze Amerikaner, die nach Frankreich kamen, machten hingegen weitgehend positive Erfahrungen. Im Gegensatz zu ihrem Heimatland wurden sie in Frankreich nicht wegen ihrer Hautfarbe diskriminiert. Die Tänzerin Josephine Baker war in Paris ein gefeierter Star. Das positive Frankreich-Bild, basierend auf der Erfahrung persönlicher Freiheit, setzte sich in der Nachkriegszeit fort und verlor erst mit dem zunehmenden Erfolg der Bürgerrechtsbewegung in den USA an Bedeutung.

Nach dem zweiten Weltkrieg waren die G.I.s die ersten »Touristen«, die sich in Frankreich aufhielten. Sie wurden zunächst als Befreier gefeiert, jedoch bald wegen ihrer mangelnden Umgangsformen kritisiert. Die heimkehrenden Soldaten verstärkten die bereits bestehenden Vorurteile »that France was a tremendous brothel inhabited by 40 million hedonists who spent all their time eating, drinking, making love and having a hell of a good time«. (S. 91) Auf der anderen Seite bestätigten Offiziere und höher gebildete Soldaten wiederum das Bild von Frankreich als Zentrum von Kultur und Zivilisation. Der Tourismus nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelte sich insgesamt wellenförmig. Zunächst war es die Oberschicht, die Ostküstenelite, die zurückkam, gefolgt von jenen Amerikanern, die auf der Suche waren

nach den existentialistischen Intellektuellen in Saint-Germain. Die amerikanischen Mächtegern-Bohemien mußten jedoch feststellen, daß die Zielfiguren ihres Interesses, Jean-Paul Sartre oder Simone de Beauvoir, nicht mehr im Café de Flore beim Schreiben anzutreffen waren. Günstigere Flugpreise bereiteten schließlich dem Massentourismus den Weg, der allerdings auch abhängig blieb von der allgemeinen politischen Lage. Internationale politische Ereignisse – wie etwa der französische Rückzug aus der militärischen Organisation der NATO – wirkten sich direkt auf den Tourismus aus. Amerikanische politische Verantwortliche traten für »See America First«- und »Don't go to Europe«-Kampagnen ein. Daß Frankreich zu Beginn der 1970er Jahre jedoch einen Einbruch an Touristenzahlen aus Übersee verzeichnete, lag weniger an den politischen Ereignissen, als am zunehmenden Gefühl der Jugend, daß Frankreich und Paris einfach nicht mehr »cool« seien. Paris erschien als hoffnungslos veraltete Stadt, die Popkultur spielte sich woanders ab.

Levenstein entwickelt in seiner Studie sehr anschaulich und an vielen Beispielen Konstanten in der wechselseitigen Beziehung zwischen amerikanischen Reisenden und Frankreich: Die Stereotypen überlebten alle politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen. Die amerikanische Oberschicht blieb Frankreich gewogen und von ihm angezogen. Die Mittelschicht fühlte sich häufig unwohl und unverstanden. Sie beklagte mangelnde Hygiene, unmoderne Einrichtung, übertriebene Preise und arrogantes Verhalten der Franzosen. Hinter all dem vermutete sie – teilweise zu recht – Antiamerikanismus. Die Franzosen hingegen beklagten bei den Amerikanern unangemessenes Verhalten, Kulturlosigkeit und Ignoranz. Diese Stereotypen konnten wiederholte Freundlichkeitskampagnen der französischen Tourismusindustrie ebenso wenig beseitigen wie Verhaltensregeln für amerikanische G.I.s oder Reiseführer, die Amerikanern erklärten, daß sich Franzosen anders verhalten. Die dauerhaften – und zum Teil immer wieder gescheiterten – Versuche interkultureller Kommunikation am Beispiel amerikanischer Touristen in Frankreich werden in Levensteins Buch deutlich. Der Massentourismus brachte keine internationale Verständigung und Frieden. Und doch scheint sich seit den 1980er Jahren eine bessere Verständigung abzuzeichnen. In der Weise, wie Frankreich sich in eine urbane Konsumgesellschaft verwandelte und die amerikanische Populärkultur auch dort immer mehr Einzug hielt, entwickelte sich ein positiveres Amerikabild. Der Irak-Krieg schließlich ließ alte Feindbilder wieder aufflammen, ohne jedoch einen anhaltenden Einfluß auf das Reiseverhalten der Amerikaner auszuüben. Das ambivalente Frankreichbild lebt auch heute noch fort in den USA, die problematische Beziehung geht mit ihren Höhen und Tiefen weiter. Wenn der Rapper P. Diddy bei einem Paris-Besuch Versailles und den Louvre als »some-awe-inspiring shit« bezeichnet, dann ist für Levenstein klar: »He'll always have Paris too«.

Gaby SONNABEND, Frankfurt a. M.

Helga CAZAS, Auf Wiedersehen in Paris. Erinnerungen an die bewegte Jugend 1938–1945, Frankfurt a. M. (Fischer) 2005, 173 p., ISBN 3-596-16882-1, EUR 9,95.

C'est le récit de vie d'une Juive allemande, Helga Treuherz, dans Paris occupé, plus exactement de sa survie au jour le jour, c'est l'histoire d'une jeunesse volée, de rêves d'une vie comme en rêvent toutes les jeunes filles. Sa survie, elle la doit à quelques rencontres providentielles pendant l'Occupation, surtout à une chance inouïe et beaucoup de courage.

Née à Berlin, en 1920, d'un père juif et d'une mère catholique convertie au judaïsme, l'école lui apprend, dès l'âge de 13 ans ce que signifie le fait d'être une personne »de seconde catégorie«, pire »une tumeur sur le corps sain du peuple allemand« comme le proclamait Goebbels. Elle qui rêvait de faire des études – mais l'université étant fermée aux non-ariens – elle quitte prématurément l'école. À la lecture d'une annonce matrimoniale que je ne peux m'empêcher de citer en allemand, car toute traduction en altérerait l'emphase raciste, elle